

## **Lebensrecht und Artenschutz - Hat jede Art gleich viel Recht zu überleben? -**

Friedrich Schaller

Das Lebewesen, das diese Frage stellt, stellt zunächst selbst eine Frage dar. Denn wenn wir hier schon nach dem (Über-) Lebensrecht der Arten fragen, dann sei doch nicht vergessen, daß wir auch selber eine solche sind. Zwar eine höchst seltsame, aber in irdischer Sicht doch auch nur eine von vielen. Jedenfalls aber die einzige, die diese Frage überhaupt stellen kann. Sie beinhaltet ja die präpotente Voraussetzung, daß w i r über das Lebensrecht der (anderen) Arten befinden könnten und womöglich zu befinden hätten. Und das ist eine Kategorie von Seinsbeziehung, wie sie außerhalb des hominiden Lebens und Wirkungsbereichs in der ganzen sogenannten Biosphäre unseres Planeten sicher nirgends sonst vorkommt. -

Wenn wir aber unsere Qualifikation für die Beantwortung dieser Frage überdenken, dann kommen wir rasch zu sehr bedenklichen selbstkritischen Feststellungen:

1. Der Fragesteller Mensch ist selber (als Art betrachtet) extrem jung auf dieser Erde.
2. Er weiß bis jetzt nur Bruchstückhaftes über das Zustande- und Ingang-Kommen der Strukturen und Prozesse, die wir auf unserem Planeten das Leben zu nennen pflegen.
3. Und trotz aller Fortschritte und Entdeckungen der sogenannten Evolutionsbiologie weiß er auch nur Bruchstückhaftes über die Entstehungs- und Seins-Geschichte der Organismen, also der Arten (von denen hier und heute die Rede sein soll).
4. Er weiß nicht, wie viele Arten es je gab, und nicht einmal, wie viele es jetzt gibt.
5. Unzureichend sind auch die aktuellen Kenntnisse des Fragestellers Mensch von den Bedingungen und Gesetzen des Daseins und Zusammenlebens der irdischen Organismenarten.
6. Somit kann er auch nicht abschätzen, geschweige denn wissen, wie viele Arten dieser Erdball in seiner sogenannten Biosphäre überhaupt zu beherbergen vermag.

So betrachtet erscheint mein Thema also als eine schlichte intellektuelle Hochstaperei. Ich sage das bewußt im Anschluß an die Lektüre der aktuellen einschlägigen, in den letzten fünf Jahren bemerkenswert angeschwollenen, sogenannten wissenschaftlichen Literatur.

In der Tat sind ja heute biologische Begriffe wie Ökologie, Umwelt, Biodiversität, Artentod, Waldsterben umgangssprachliches Allgemeingut, und der biologische Laie muß somit annehmen, daß wenigstens die Biologen und Ökologen wissen, wovon sie sprechen, wenn sie darüber reden. - Dem ist aber durchaus nicht immer so, wie ich schon an anderer Stelle zu zeigen versucht habe (siehe meinen Beitrag "Die

Ökologie, eine Wissenschaft, die ins Gerede kam" in Biosystematics and Ecology Series Suppl., ÖAW Wien 1994).

Um aber sinnvoll und verlässlich von Ökologie, Umwelt, Biodiversität, Artensterben und sogenannten Lebensrechten sprechen zu können, sollte doch zumindest die Artenzahl der Lebewesen einigermaßen bekannt sein. Doch, es steht nicht einmal die Zahl der bis heute von der Wissenschaft beschriebenen und benannten Arten fest. Die besten Überschlagsrechnungen sprechen von 1,5 bis 1,8 Millionen systematisch beschriebener Organismen-Arten. Es gibt aber nirgends ein Zentralarchiv für Biosystematik; es gibt keine amtliche Zählung der benannten Arten. Da wissen die Astronomen über die Zahl der bekannten Sterne besser Bescheid als wir Biologen über unsere Forschungsobjekte. Es wird ja auch für die Durchmusterung der fernsten Himmelsräume wesentlich mehr Geld ausgegeben als für Taxonomie und Biosystematik. Wie aber soll die sogenannte Menschheit zu einem sinnvollen und zukunftsadäquaten Ökomanagement auf unserem Planeten kommen, wenn sie nicht einmal eine verlässliche Kartei für den Organismenbestand desselben hat? An solchen fundamentalen Defekten zeigt sich übrigens auch die klägliche Konzeptlosigkeit einer UNO, die sich in ephemeren innerartlichen Problemen verzettelt.

Noch beschämender ist unser Unwissen über die mögliche Gesamtzahl der irdischen Organismen-Arten: Da gehen die Schätzungen und Extrapolationen der Fachleute um eine ganze Zehnerpotenz auseinander. Je nach Ansatz und Verfahren kommen sie auf drei bis dreißig Millionen Arten. Ja, eine dieser Berechnungen endet sogar mit mehr als 100 Millionen. Dabei sind freilich die Viren als sogenannte Quasispecies (nach Manfred Eigen und Peter Schuster) mit berücksichtigt und folgendermaßen in die Rechnung einbezogen: Jede Spezies der beiden artenreichsten Organismengruppen, also der Gliedertiere und Gefäßpflanzen, beherberge zumindest einen Fadenwurm (Nematoden), einen Einzeller (Protozoen), ein Bakterium und eine Virusform. Die entsprechenden Multiplikationen führen dann zu jener abenteuerlichen Zahl (von >100 Millionen).

Ein anderes Hochrechnungsbeispiel geht von den Pilzen aus: Von ihnen sind weltweit bisher rund 69.000 Arten beschrieben. In den gut erforschten europäischen Ökosystemen kommen nun je sechs Pilzarten auf eine Gefäßpflanzenart. Gälte diese Relation weltweit, dann müßte es - bei 270.000 Gefäßpflanzenarten - 1,6 Millionen Pilzarten geben: also ein Verhältnis von ca. 70.000 bekannten zu >1,5 Millionen geschätzten - welch ein kläglicher Wissens(zu)stand!

Ausgelöst wurden übrigens solche alarmierende Überlegungen seit etwa 15 Jahren durch erste ernsthafte Biodiversitätsuntersuchungen in der Kronenschicht der tropischen Regenwälder. Terry L. Erwin von der Smithsonian Institution hatte in Panama versucht, aus den Kronen einer Baumart (*Luehea seemannii*, Lindengewächs) komplett möglichst alle Käfer herunter zu holen (durch Begasung). Er kam dabei auf rund 1200 Arten. Auf Grund dieser und vieler weiterer Daten kam er schließlich zu dem Schluß, daß auf jeder beliebigen Baumart ca. 160 Käferarten leben müßten (als Primär- und Sekundärproduzenten etc. ). Da nun rund 40 Prozent aller

Insekten Käfer sind, kommt er (Erwin) schließlich auf je ca. 400 Insektenarten pro beliebiger Baumkrone und auf je 600 Arten je tropischer Baumart. Und da es weltweit rund 50 000 tropische Baumarten gibt, ergeben sich so allein für die Baumwipfel der Tropenwälder 30 Millionen Insektenarten. Das wären also nur in den Tropen mehr als 30 mal mehr Insektenarten, als derzeit überhaupt bekannt sind! Das hieße, wir Zoologen hätten bis heute erst ein Dreißigstel unserer einfachsten Registrierungs- und Identifizierungsaufgabe erfüllt.

Natürlich ist das nicht im gesamten Tierreich so: Bei den Vögeln z B steht die Gesamtartenzahl mit ca. 9000 seit gut 100 Jahren einigermaßen fest. Sie ist im Jahrzehnt zwischen 1978 und 1987 jährlich nur noch um 0,05 % gestiegen. Gleiches gilt für die ca. 4000 bekannten Säugerarten.

Auch in unseren nächsten Forschergenerationen wird sich aber die dramatische Unausgewogenheit unserer biosystematischen Kenntnisstände nicht ändern. Das zeigt auch ein Blick auf die Personal- und Nachwuchssituation und auf die materielle Ausstattung und Dotation unserer systematischen Institutionen. Nehmen wir nur die Relation zwischen den einigermaßen seriös geschätzten Zahlen der schon beschriebenen Tierarten und den real vorhandenen Taxonomen als Maß, dann kommen wir (mit May Robert M., Spektrum der Wissenschaften 1992) zu folgenden Feststellungen: Um die Wirbeltiere bemühen sich weltweit zehnmal mehr Taxonomen als um Pflanzen; um die riesigen Artenbestände der sogenannten Wirbellosen aber nur ein Zehntel davon. Bei den Vertebraten geht es höchst ungleich zu: Setzt man nämlich die durchschnittliche Zahl der Taxonomen pro Species für die Landwirbeltiere gleich 1 n, so ergibt sich für die Fische ein Wert von 0,3 n. Für die ganzen Nichtwirbeltiere aber nur einer von 0,02 bis 0,04 n (also nur 2 bis 4 hundertstel der erforderlichen Systematiker bemühen sich weltweit um die sogenannten Nichtwirbeltiere).

Wenn ich hier zu meinem eigentlichen Thema zurückkehre, so zeigen solche Zahlen nochmals klar, wie unmöglich es formuliert ist: Wie soll denn über "Lebensrecht und Artenschutz" sinnvoll geredet werden, wenn nicht einmal annähernd die Zahl der Lebensberechtigten und Schutzwürdigen bekannt ist? Dabei habe ich zu beachten, daß kaum einer meiner Hörer bei den Vokabeln "Lebensrecht" und "Artenschutz" auch an Eintagsfliegen oder gar Mikroorganismen denkt, obwohl inzwischen allgemein bekannt ist, daß auch solche Winzlinge wichtige funktionelle Glieder des irdischen Gesamtnetzwerks "Leben" darstellen. Dieses Netzwerk ist nichts Statisches. Seit rund einer Milliarde von Jahren hat es sich in unzähligen Varianten auf- und umgebaut. Die Frage, wie viele Arten dabei entstanden und wieder verschwunden sind, ist naturgemäß noch prinzipieller unbeantwortbar als die nach dem aktuellen Artenbestand. Und auch sie macht deutlich, daß mein Thema erkenntnistheoretisch und ethisch falsch gestellt ist: wieso soll gerade jetzt - also etwa im Jahre 10.000 der gegenwärtigen Nach- oder Zwischeneiszeit - der irdische Artenbestand ein konservierungswürdiger sein? Wo er sich doch sichtlich jahrmillionenlang höchst phantasie- und erfolgreich gewandelt hat? Wobei Millionen von

Arten umständehalber untergehen mußten und untergegangen sind. Dabei ist es bekanntlich mehrmals in dieser endlosen Artentod-Geschichte auch zu recht dramatischen Beschleunigungen und Häufungen von Aussterbefällen gekommen. Ich erinnere nur an die bekannt gewordenen endkreidezeitlichen Dinofriedhöfe; an denen damals vielleicht auch die gerade emporkommenden Säuger nicht ganz unschuldig gewesen sind. Wer hat damals von Lebensrecht und Artenschutz gefaselt?

Nun - diese sarkastisch-rethorische Zwischenfrage soll uns wieder ins Konkrete zurückbringen. Ich muß ja hier nicht zum X-ten Mal wiederholen, was eh' alle Zeitungsleser wissen: Derzeit, d.h. seit ein paar 1000 Jahren, hat ein offenbar qualitativ neuartiges Artensterben auf der Erde eingesetzt, als Folge eines Schöpfungsaktes oder Evolutionsprozesses, der den Millionen Organismen erst- und einmalig ein die Welt und sich selbst bewußt erkennendes Mitlebewesen hinzufügte. Mit diesem - also mit uns - wird nun sichtlich in rasender Beschleunigung alles anders. Dieser Homo praktiziert ja als wissendes Tier mit wachsender Perfektion seinen überkommenen animalischen Artegoismus konsequent weiter. Seine Populationsdynamik und Ressourcennutzung haben sich zudem noch seit drei Generationen so beschleunigt, daß nun die "Mutter" Natur mit ihrem überkommenen bedächtigen Artenwandel nicht mehr nachkommen kann beim nötigen Ersatz der geschädigten, verdrängten und ausgerotteten Mitgeschöpfe. Solide Erhebungen und Berechnungen (nach Paul R. Ehrlich und Edward O. Wilson, Science 253 (1991) S. 758) zeigen, daß derzeit jährlich ein Artenverlust von 0,2 - 0,3% stattfindet; das sind rund 4000 Arten pro Jahr. Ein großer Teil davon geht bekanntlich aufs Konto der anthropogenen Entwaldungsprozesse in den Tropen.

Es ist höchst unwahrscheinlich, daß dieser rasante weltweite Artenverlust durch synchrone Artneubildungsprozesse egalisiert wird, zumal wir auch über diese Prozesse in der Natur faktisch nichts wissen.

Allgemein herrscht aber Übereinstimmung darüber, daß jetzt der Mensch mit seinen Aktivitäten und Ansprüchen die Hauptursache des aktuellen Artentodes ist. In vielen konkreten Fällen jedenfalls ist er als Artenmörder tatsächlich dingfest gemacht. So für die Moas auf Neuseeland, für die Wisente, Bären, Wölfe im größten Teil Europas, für die Wandertauben in Nordamerika, für die Dronten auf Mauritius, für die Steller'schen Seekühe vor den Aleuten. Auf Madagaskar erreicht gerade ein vielfaches solches anthropogenes Artensterben seine dramatische Endphase.

Als Zoologe habe ich nur einige faunistische Beispiele genannt. Der Botaniker wird leicht floristische hinzufügen können.

Noch nie hat eine Organismenart so kurzfristig und so effizient weltweit das Floren- und Faunenbild der Erde beeinflusst durch Ausrottung, Verdrängung und Verschleppung. Noch nie allerdings auch hat eine solche präpotente Organismenart zugleich auch die potentielle Einsicht in das eigene deletäre Wirken gehabt. Diese Einsicht ist freilich bis jetzt eine elitäre und weithin eine vordergründig

selbstbezogene geblieben. Die einschlägige Literatur zeigt das, indem sie vor weiterem Biodiversitätsverlust nicht wegen des Artentodes als solchen warnt, sondern

a) wegen der drohenden ästhetisch-ethischen Verarmung der hominiden Lebensräume

b) wegen der drohenden ökonomischen Verluste an potentiellen Nahrungs- und Heilmittellieferanten und Rohstoffen

c) wegen der Verengung und Ausdünnung des globalen Genreservoirs

d) wegen der Gefährdung der essentiellen, vielfach noch unaufgeklärten ökologischen Servicefunktionen der Organismen für unsere Biosphäre [als Produzenten, Konsumenten, Reduzenten, bei der Sauerstoff-Kohlendioxid Bilanzierung der irdischen Atmosphäre, bei der Bodenbildung, Stickstoff-Bindung usf.. ]

Das heißt, wir denken also beim selbstbeachtigenden Lamento über die anthropogene Gefährdung des sogenannten ökologischen Gleichgewichts kaum an die Lebensberechtigung unserer Mitlebewesen, sondern an die Gefährdung von deren unser Leben sichernden Funktionen im System. Dieser - wie ich meine - schlicht animalische Artergoismus hat sich ja in unserer Rede von der sogenannten Sonderstellung des Menschen zum von der Natur abgehobenen Humanismus erhöht und läßt damit einen Wertvergleich von Mensch und übriger Welt (= materieller Welt) schon aus Prinzip gar nicht mehr zu. Die Frage, wie viele Pflanzen oder Tiere beliebiger Art auch nur ein Exemplar Mensch wert sei, ist demnach ethisch nur mehr stellbar, wenn es dabei um eine Interessensabwägung für hominide Artgenossen, also für Mitmenschen geht.

Erst in allerletzter Zeit tauchen zaghafte Überlegungen darüber auf, ob Naturdinge an sich (also auch ohne humanen Bezug -) einen "Wert" hätten - wobei natürlich erst noch dieser Wertbegriff auf seinen hominiden Moralinsäuregehalt oder schlicht menschenwirtschaftlichen Finanzwert zu prüfen wäre! Wie ich das meine, will ich an zwei Beispielen verdeutlichen: Die Artenvielfalt der tropischen Urwälder gilt heute doch überall als etwas Wertvolles, d.h. Schützens- und Erhaltenswertes; dies aber letzten Endes nicht um der Diversität als solcher willen, sondern weil diese Diversität (Artenvielfalt) möglicherweise uns und unseren Nachkommen die lebensnotwendige Sauerstoffkonzentration in der Atemluft sichert. Das Lebensrecht dieser Wälder und ihrer natürlichen Bewohner wird somit nicht aus ihrem, sondern aus unserem Lebensanspruch begründet.

Ähnliches gilt für mein zweites Beispiel, das ethisch betrachtet noch abstrakter erscheint: Es handelt vom Lebensrecht der Elefanten in Afrika, die ja bekanntlich als sogenannte Arbeitselefanten wenig tauglich sind: Sollen sie erhalten bleiben, weil sie ihren Heimatländern Devisen bringen, und damit auch unsere Enkel noch welche bewundern können; oder haben sie als genetische Einmaligkeiten auch einen Wert an sich, der es rechtfertigt, notfalls Ausbreitung und Landnutzung unserer

eigenen Artgenossen in Afrika zu begrenzen, damit die Art *Loxodonta africana* auf diesem Planeten konserviert werden kann?

Eindringlicher noch, weil quantitativ wesentlich schwerwiegender, stellt sich diese transhuman ethische Frage, wenn wir nochmals zu meinem ersten Beispiel zurückkehren. Unter den tropischen Regenwäldern ist der Amazonaswald ja der größte (und der mir am besten bekannte). Es gab und gibt Entwicklungsideologen, die das Amazonasbecken mit vier- bis fünfhundert Millionen Mitmenschen bevölkert sehen möchten. Wo bleibt da das Lebensrecht der betroffenen autochthonen natürlichen Lebensgemeinschaften? Bekanntlich wird ja bei Zugrundelegung des aktuellen Entwaldungsprozesses in den Tropen das Ende aller tropischen Regenwälder mit dem Jahr 2100 prognostiziert. Noch gibt es keine transhominide Ethikinstanz, die diesen Humanlebensraum schaffenden Prozess bremsen, geschweige denn stoppen könnte. Im Kleinen haben wir ja das zugrunde liegende wert-ethische Dilemma kürzlich auch bei uns in unmittelbarer Nähe erlebt: Ich meine das Schicksal des sogenannten Problembären "Nurmi" und seiner einsamen Artgenossen auf österreichischem Hoheitsgebiet: Welcher Landeshauptmann könnte auch nur einen vom Bären gebissenen Touristen oder gar Landesbürger mit dem Lebensrecht-Argument für *Ursus arctos* verantworten? Die Natur- und Tierschützer, die das gelegentlich schon tun - freilich ohne selber Verantwortungsträger zu sein - werden ja gern ins verachtete biologistisch-rechte Eck gestellt.

Auf jeden Fall gibt es jetzt weltweit nur unter folgenden humanadäquaten Voraussetzungen faktisch "Lebensrecht und Artenschutz" für Nichtmenschliche Lebewesen:

- a) dort, wo es noch Lebensraum-Überschuß für unsere Art gibt, wie etwa in Kanada, in den USA, in Sibirien
- b) dort, wo es zudem genug Geld gibt, um natur- und artenschutzbedingte Beeinträchtigungen menschlicher Interessen materiell ausgleichen zu können. Als Beispiel nenne ich den Finanzausgleich für Schafdiebstahl, Honigraub und Einbruchsschäden an Bienenstöcken durch Bären bei uns.

Alle zivilisierten Staaten (und das sind ja auch die reichen) sowie viele von diesen dominierte sogenannte Entwicklungsländer haben in diesem Sinne bereits entsprechende Schutzgesetze und Schutzräume geschaffen, also gesellschaftliche Verträge, die Einschränkungen des humanen Lebensanspruchs zugunsten nicht menschlicher Lebenseinheiten vorsehen und sanktionsfähig machen.

Nach Michael E. Soulé (Science 253/1991) gibt es dabei vier Ebenen, auf denen solche Schutzmaßnahmen praktiziert werden:

1. Landschaftseinheiten, die weitgehend autonom funktions- und selbstregulationsfähige Ökosysteme darstellen, wie z. B. der bekannte Yellowstone-Nationalpark in den USA. Dort ist es auch gut möglich, die menschlichen und außer-menschlichen Nutz- und Schutzinteressen praktisch friktionsfrei zu

kombinieren. In solchen großen Nationalparks gibt es immer eine innerste Zone, die ganz den Bären oder Schneeziegen reserviert bleibt. Wir in Europa oder gar in Österreich werden uns nirgends mehr so einen menschenimpaktfreien Nationalpark leisten können.

2. Für uns kommt eher die zweite Ebene des Natur- und Artenschutzes in Frage, eine sinnvolle Auswahl möglichst charakteristischer Lebensgemeinschaften in möglichst ungestörten Geländeausschnitten, die aber naturgemäß auch ein adäquates Management benötigen. Auch in solchen kleineren Geländeausschnitten läßt sich das Überleben gewisser, nicht allzu raumansprüchlicher Organismenarten einigermaßen sichern.
3. Die dritte Schutzebene ist die Artebene im eigentlichen Sinne des Wortes. Das sind die sogenannten Populationen, in denen der arterhaltende Prozess des innerartlichen Genaustausches stattfindet. Sie sind vollständig abhängig von der Intaktheit und möglichst großen Naturnähe ihrer Biotope und Habitats, und da kommt es am meisten auf das Ökologische Verständnis jedes einzelnen menschlichen Mitbürgers an.
4. Dieser Populationsebene kann man schließlich noch die mehr abstrakte Ebene der Genome und Gene unterordnen: Dort, wo der Mensch solches Genmaterial bereits isoliert manipuliert, kann er auch schon damit arterhaltend wirken. Und es eröffnet sich hier die Aussicht auf eine weitere übernatürliche humane Potenz, nämlich darauf, daß er in absehbarer Zeit Arten auch transspezifisch willkürlich umgestalten kann (bekanntlich ist ihm das ja bisher mit der Domestikation nur innerartlich gelungen).

Schon bei der bisherigen Inauguration dieser verschiedenen klassischen Schutzareale und Maßnahmen für Lebensgemeinschaften und Arten hat es vielfach äußerst problematische Überschneidungen und Konflikte mit Menscheninteressen gegeben. Immer wieder kollidiert menschlicher Lebensanspruch mit der Lebensrechtsfrage nichtmenschlicher Lebensformen. Raum, Nahrung, Wasser, Rohstoffe und Ressourcen aller Art muß der Mensch nolens volens mit den anderen Organismen teilen. So teilt er diese seit Urzeiten ein in Nützlinge und Schädlinge, in Feinde, Konkurrenten, Parasiten und Helfer. Längst bekämpft er die einen und fördert die anderen. Und nun hat er es also so weit gebracht, daß er tatsächlich zum Herren über Leben und Tod vieler Arten aufgestiegen ist. Wenn die UNO wollte, könnte sie beispielsweise den Tod aller Löwen und Tiger beschließen oder die Ausrottung aller Pinguine. Die Regierung von Tanzania könnte beschließen, den Ngorongoro-Krater Elefanten-, Zebra-, Gnu-, Antilopen- und Gazellen-frei zu machen, um so ihren dort Rinder weidenden Massai-Mitbürgern mehr Lebensraum zu bieten. Die Erledigung und kommerzielle Verwertung der letzten Flußpferd- oder Nashornpopulationen in Afrika wäre sicher kein technisches Problem mehr. - Merkwürdigerweise aber erleben wir gerade in neuerer Zeit das Gegenteil von dieser vordergründig einsichtigen Lebensrechts-Praxis: Gerade die großen und anspruchsvollen Konkurrenten und Gegner unter seinen Mitlebewesen fängt der heutige Mensch an,

gegen seinesgleichen in Schutz zu nehmen. Nicht nur, weil er inzwischen auch rational erkannt hat, daß er mit allen Organismen eine schicksalhafte irdische Lebensgemeinschaft bildet. Vielmehr kümmert er sich gerade um die, deren ökologischen Ausfall er leicht egalisieren könnte; ja er versucht sogar noch, sie zu retten und womöglich dort wieder einzubürgern, wo er sie schon erfolgreich ausgeschaltet hatte: So die Bisons und Wisente in Nordamerika und Osteuropa, die Luchse und Bären bei uns, die Geier und Steinböcke in den Alpen u.a.m. Für ihre gewissermaßen verlängerten Lebensberechtigungen geben wir sogar zunehmend einiges Geld aus! Ist das nur wohlstandsbedingte Herrenallüre oder steckt dahinter doch ein leiser Wandel unseres Selbstverständnisses und unserer Ethik?

Unsere Schädlingserforschungs- und -bekämpfungsinstitutionen sind ja auch längst von ihrer ursprünglichen Ausrottungsideologie zur Pest Control-Praxis übergegangen, d.h. zu einem ökonomisch und ethisch tragbaren Kompromißkonzept der tolerablen Symbiose von Nutzpflanze oder Nutztier einerseits und Parasit und Nützer andererseits.

Eine neue Ethik ist das freilich noch nicht. Aber was ich vorhin über Bisons, Bären oder Nashörner gesagt habe, das riecht immerhin doch schon nach neuer Ethik. Hier werden für Lebensrecht und Schutz unnützer Tiere Beeinträchtigungen menschlicher Interessen, ja sogar existentielle Gefährdungen von Artgenossen in Kauf genommen, so als ob tatsächlich die bloße Existenz jener Wildtiere einen ethischen Wert darstelle.

In der Tat gibt es auch in neuerer Zeit schon allerlei naturwissenschaftliche, philosophische und politische Aktivitäten in dieser Richtung. Eine Bündelung solcher Bestrebungen hat beispielsweise schon im September 1986 unter der Schirmherrschaft der National Academy of Sciences und der Smithsonian Institution in Washington stattgefunden. Der Berichtsband dieser Veranstaltung ("Ende der Biologischen Vielfalt?"; Original: "Biodiversity") enthält bemerkenswerte (Lippen)bekennnisse zu einer neuen Natur Ethik, die im Ernstfall allerdings natürlich mehr als nur eine bloße Umweltethik zu sein hätte(!). Ein eigenes Kapitel befaßt sich in jenem Bericht mit der Frage nach dem Wert der biologischen Vielfalt, wobei nebenbei gesagt dem an "idealistischer" Wertphilosophie geschulten deutschen Leser die Dominanz wirtschaftsorientierter Autoren auffällt. Um so erfreulicher aber ist deren mehrheitliches Plädoyer für die nötige Neubewertung der Naturdinge, speziell der Organismen-Arten als unersetzbarer Einmaligkeiten. Wenn ich mich recht erinnere, ist da einem der Referenten sogar der Vergleich mit dem unglaublichen Wertzuwachs der ominösen Blauen Mauritius-Briefmarke gekommen. Es bleibt natürlich traurig, daß auch Nashörner offenbar erst so selten gemacht werden müssen, ehe sie in uns ähnliche Wertgefühle auslösen.

Vergessen wir aber nicht die konkreten "humanen" Realitäten: Die größten Areale unserer bewohnbaren Erdoberfläche sind akut bedroht vom unkontrollierbaren Bevölkerungswachstum des Homo sapiens, vielfach kombiniert mit dem schlimmsten Naturimpaktfaktor, den die wachsenden Menschenmassen für unsere irdischen

Ökosysteme mit sich bringen, nämlich mit der Armut. Hinzu kommt das unlösbare Problem der nötigen ökologischen Aufklärung für nun bald sechs Milliarden Artgenossen, deren Denk- und Wunschstrukturen noch immer - massenmedial verstärkt - mit ephemeren Kultur-Traumbildern überfremdet werden (Ich bin gerade in Westafrika gewesen und weiß, wovon ich rede). Bei uns mag ja der Fortschrittsrausch durch gut und stets gefüllte Mägen gedämpft sein; in Hoffungsgebieten wie Sibirien, Amazonien, Kanada, Alaska, Borneo ist er aber noch voll akut und läßt dort nur anthropozentrische Ideologien zu. Die berührende Naturethik der sogenannten Naturvölker bleibt doch in der Realität ohne politisch-ökonomische Relevanz. Unsere euro-asiatische Gewinnethik hingegen gewinnt überall Vorbildfunktion und überzieht die ganze Erde mit ihren Handelsketten. Besonders erfolgreich sind da neuerdings die sogenannten Cool Chains, mit denen tropische Plantagen und Fleischfabriken gewinnbringend direkt an unsere Märkte angeschlossen werden.

Und schließlich nützt aller naturethischer Fortschritt dort gar nichts mehr, wo bei uns Menschen die rüdeste Form des Eigeninteresses ausbricht, der Krieg mit Mord und Raub in Massenform. Da sind mit einem Mal alle Abkommen und Gesetze wirkungslos. So habe ich mit größter Sorge an die letzten Berggorillas in Ruanda gedacht, als dort das große Menschenmorden begann; denn ich hatte jene liebenswerten vegetarischen Primatenvettern noch kurz zuvor in ihrem Bergwald besucht. Nun höre ich mit Erleichterung, daß unsere ruandesischen Artgenossen so mit sich beschäftigt gewesen sind, daß sie sich um jene Bergvettern gar nicht kümmern konnten - weder im guten noch im bösen - und das war das beste, was denen passieren konnte.

Ich kehre noch kurz zum rhetorischen Untertitel meines Themas zurück: Hat jede Art gleich viel Recht zu überleben?

Zweifellos ist auch diese Frage primär menschenbezogen gemeint. Wer sonst könnte das Rechtsgut Leben zu einer Frage machen und es gar auf seine Werte-Waage legen? Prinzipiell habe ich sie ja aus meiner Sicht auch schon beantwortet, nämlich so, daß wir durchaus artgemäß, d.h. schon in schlicht biologischer Sicht dazu berechtigt sind, nützliche Pflanzen und Tiere und auch Mikroorganismen zu fördern und die Schädlinge unter ihnen entsprechend repressiv zu behandeln. Was aber soll mit dem großen Rest-Artenbestand geschehen? Ist er nur unter dem Gesichtspunkt humaner Zuträglichkeit und Wohlfahrt existenzberechtigt? Bleibt überhaupt noch Platz für ihn, wenn uns in absehbarer Zukunft die komplette Aneignung der bewohnbaren Erdoberfläche gelungen sein wird? Dabei kommt noch eine Frage hoch, bei deren Beantwortung wir noch immer trotz aller ökologischen Forschungsschritte kläglich versagen. Sie lautet: Wie viele Arten passen denn überhaupt - mit oder ohne uns - in unsere irdische Biosphäre und ihre Ökosysteme hinein? Unser ökologisches Raum- und Ressourcen-Nutzungskonzept geht bekanntlich vom Nischenbegriff aus, der besagt, daß jeder Organismenart auch eine spezifische Lebensnische zukommt (sonst hätte sie nämlich im generativen Prozess der Selektion

keine Chance gehabt). Aber die Frage, ob jeweils alle möglichen Lebensnischen faktisch auch besetzt waren oder sind, ist nicht beantwortbar. In natura sowieso nicht, aber auch nicht mit Hilfe modischer Rechenmodelle, also in Form von Gedankenpielereien, wie sie Tab. 1 zeigt. Wenn aber nicht einmal diese basale Nischenfrage einigermaßen klar ist, dann ist es auch müßig, danach zu fragen, wieviele Arten man gegebenenfalls einem Ökosystem entziehen oder hinzufügen kann, ehe dieses instabil zu werden beginnt. Unser übliches Ökosystemkonzept, wonach Diversität und Stabilität positiv korreliert seien, steht ja auf sehr wackeligen Füßen. Es gibt genug Beispiele dafür, daß man längerfristig Ökosystemen allerlei Artelemente entnehmen oder hinzufügen kann, ohne daß sie instabil werden oder gar entarten. Ich erinnere nur an die weltweite Einnischung gewisser Eukalyptus- oder Fichten- und Kiefernarten in die verschiedensten Waldtypen und Wirtschaftswälder; an die meist ungewollte Einbürgerung diverser Säuger wie der Kaninchen und Kamele in Australien, der europäischen Ratten und Spatzen in allen Kontinenten; an die frühe Verschleppung des Dingos nach Australien, der dort vielleicht zum Verschwinden des Beutelwolfs mit beigetragen hat, durch den aber die typenreiche herbivore Beuteltiergesellschaft jenes Kontinents offensichtlich kaum gelitten hat.

Tab. 1: Saturation or lack of Saturation In Community Models (CORNELL 1993)

Model Type	Source	Saturation
Noninteractive	CASWELL 1976	No
Interactive		
Niche heterogeneity		
Classical niche	MAC ARTHUR 1971	Yes
Resource ratio	TILMAN 1985	Yes
Temporal niche/ subadditivity	CHESSON and HUNTLY 1989	Yes
Spatio-temporal heterogeneity		
Lottery	SALE 1977	No
Random walk	HUBBELL AND FOSTER 1986	No
Aggregation	SHORROCKS AND ROSEWELL 1986	Yes
Disturbance	HUSTON 1979	Yes
Specialist predator	JANZEN 1970; ARMSTRONG 1989	No

Dramatische Verfremdungseffekte sind bisher nur in begrenzten Inselökosystemen eingetreten, so in Neuseeland mit den Maoris schon vor tausend Jahren und dann noch stärker neunhundert Jahre später als Folge der englischen Kolonialisierung. Oder denken wir an den aktuellen Überfremdungsprozess auf den Galápagos-Inseln durch unsere Haustiere und animalischen "Blinden Passagiere". Siehe Abb. 1! Nischensättigung ist also offensichtlich nur in kleinräumig begrenzten Arealen ein

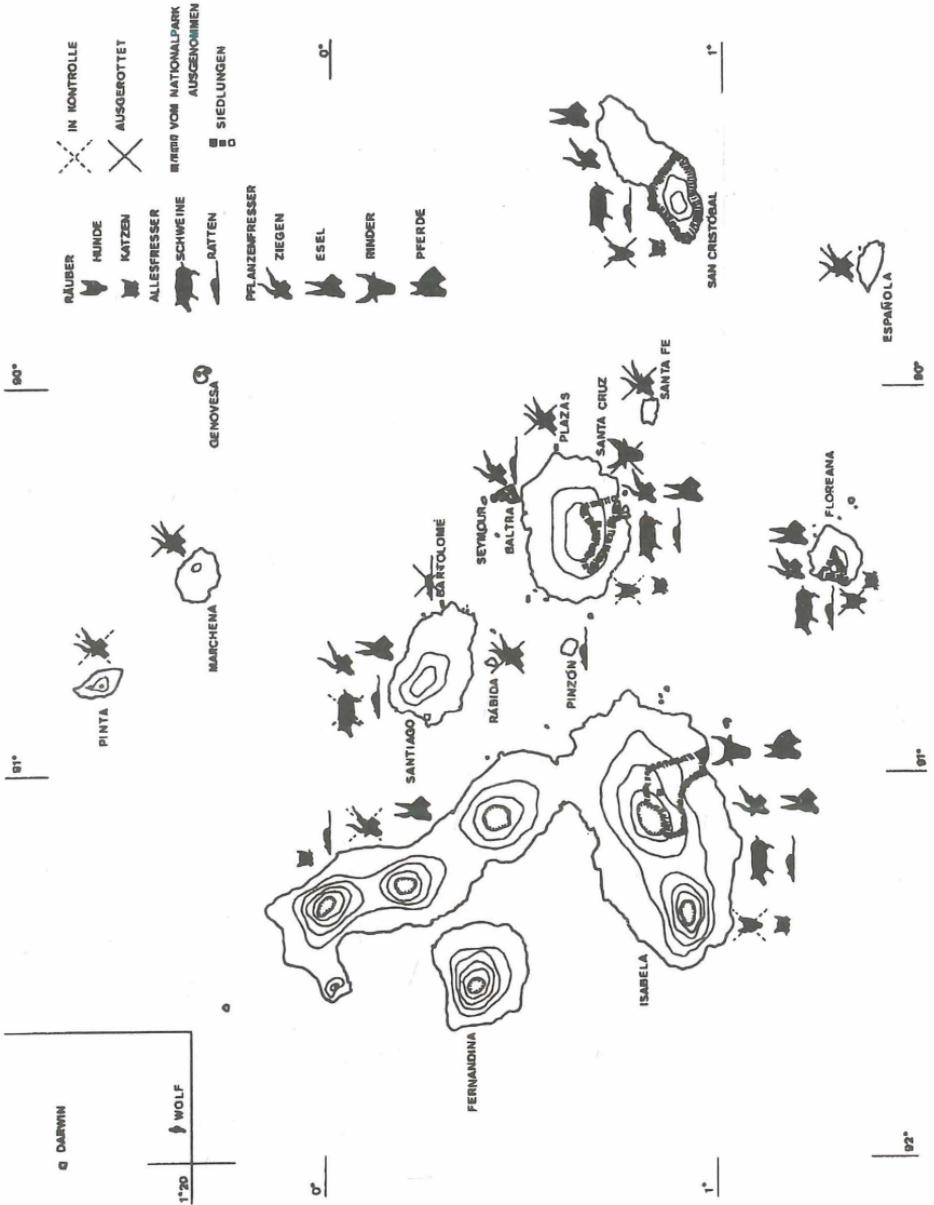


Abb. 1: Eingeschleppte Säugetiere auf Galapagos (I. & H. SCHATZ 1987)

Faktor, der das Lebensrecht von Arten wirksam mitbestimmt. Ob übrigens der Mensch "berechtigt" ist, Floren und Faunen zu "verfälschen" bleibt eine eher ästhetische Frage, zumindest solange er dabei nicht ökologische Stabilitäten gefährdet.

Den Fasan in unserer Kulturlandschaft, die Gams in den Neuseeländischen "Alpen", die vielen allochthonen Blumen und Zierbäume auf Hawaii empfinden wir schon gar nicht mehr als Fremdlinge in ihren neuen Heimaten. Nur der Spezialist weiß und merkt, daß sie fremd hinzugekommen sind (wie das etwa auch für die jetzigen (kanadischen) Biber in unserer Haslauer Donau-Au bei Wien gilt).

Die Lebens- bzw. Überlebensrechtfrage reduziert sich also letztlich auf ein rein menschliches Problem: Er muß wissen, wie er seine "Welt" haben möchte: Als einen letztlich nur ihm dienlichen Aufenthalts- und Versorgungsraum oder als eine formenreich weit über seine Artzwecke hinaus ausgestattete Heimstatt, die er weiterhin genußreich auch mit den vielen, vielleicht sogar überflüssigen und möglicherweise sogar problematischen anderen Bewohnern und Benutzern teilt, indem er sich verständnisvoll dort zurückhält und einschränkt, wo es um die Lebensansprüche der anderen geht. - Das Problem ist nur, wie er das als Art bewältigen soll, wenn er weiterhin sein sogenanntes Ich (u.d.h. im Klartext: jedes einzelne arteigene Exemplar) für den letzten Sinn des Ganzen hält.

Prof. em. Dr. Dr. h.c. F. Schaller  
Rebenweg 1/14/3  
A 1170 Wien

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Verhandlungen des Westdeutschen Entomologentag Düsseldorf](#)

Jahr/Year: 1996

Band/Volume: [1995](#)

Autor(en)/Author(s): Schaller Friedrich

Artikel/Article: [Lebensrecht und Artenschutz - Hat jede Art gleich viel Recht zu überleben? - 17-28](#)